



Die Kanalarbeiter

Mit bis zu 150 km/h rast der Bob durch die eisige Rinne. Kleinste Fahrfehler können zu Stürzen führen. Mit oft schlimmen Folgen



Bobfahrer schuften ein Jahr lang hart, um für Sekunden zu explodieren. Der Start entscheidet über Sieg oder Niederlage. Ein Einblick in das Leben des Schweizer Favoriten Martin Annen und seiner Crew

Fünf Sekunden können verdammt kurz sein. Vor allem für Bobfahrer. Ein Jahr lang müssen sie sich für diese fünf Sekunden schinden. Sekunden, in denen sich fast alles entscheidet. Denn die Startzeit ist für Bobsportler die Basis ihres Erfolgs. Wer hier ein Zehntel verschwendet, dem fehlen im Ziel drei oder vier davon. „Für diese fünf Sekunden trainieren wir Tag und Nacht“, sagt Martin Annen, Schweizer Bobpilot und erster Anwärter auf olympisches Gold 2006.

Wenn am Startbalken die Ansage „Track is clear“ durch die Lautsprecher scheppert, setzt sich ein eigentümliches Schauspiel in Gang.

Genau eine Minute haben die Bobfahrer jetzt noch Zeit, um zu starten. 60 Sekunden für urmännliche, animalische Rituale. Die einen brüllen sich an, andere klopfen sich mit beiden Fäusten rhythmisch gegen die Brust.

Die Schweizer klatschen ab. Dabei wirken die drei Bremser dermaßen angespannt, dass man sie besser in Ruhe lässt. „Wenn mich in diesem Moment einer anspricht, dann hat der ein Problem. Dann kann es sein, dass der ganz weit wegfliegt“, sagt Andi Gees.

Ruckartig bücken sich die Fahrer hinunter zum Bob. Mechanisch greift sich Gees den Holm. Es folgt ein Moment, in dem alles eingefroren scheint. Nur noch die Oberschenkel

zittern, kaum wahrnehmbar. Den Blick starr nach vorn gerichtet. Kein Wimpernschlag. Kein Zucken der Iris. Viermal 110 Kilo Lebergewicht, bis zum Zerplatzen gespannt. „Du fröstelst“, sagt Gees, „aber nicht vor Kälte, nur allein vom Adrenalin.“ Stehend auf den vorderen Fußballen, unter denen sich an den Schuhen Hunderte nadelfeine Spikes befinden. „Du konzentrierst dich voll auf die Beine“, sagt Gees. Dann brüllt der hinterste Bremser „GU-ET“, und Martin Annen ruft auch „GU-ET“. Dann: „UND.“ Das löst die inneren Federn – es geht los. Eruptiv.

Die Spikes krallen sich ins Eis, das Sportgerät rumpelt los wie ein leerer Güterzug. Nach

Kurioses und Wissenswertes über die Olympischen Winterspiele seit 1924

Chamonix

1924



1924 messen sich die Amateure noch auf den „International Sport Weeks 1924“. Erst 1926 erhalten die „ersten Olympischen Winterspiele“ offiziell ihre Bezeichnung. Einen klaren Sieg erringen die kanadischen Eishockeyspieler: 110 : 3 lautet die Tordifferenz all ihrer Spiele. Der Eiskunstlauf wird von einer Marschkapelle begleitet.

St.Moritz

1928



Gute Alpensicht am vierten Tag: Durch den Föhn klettert das Thermometer von drei Grad plus um acht Uhr morgens innerhalb von vier Stunden auf 25 Grad. Der 10.000-Meter-Lauf der Eisschnellläufer muss abgebrochen werden, das 50-Kilometer-Rennen kann nur von zwei Drittel der Gestarteten unter größter Anstrengung beendet werden.



Eddie Eagan gewinnt im Viererbob, zwölf Jahre nach seinem Sieg beim Boxen im Halbschwergewicht. Damit hat er als einziger Athlet sowohl bei den Sommer- als auch bei den Winterspielen eine Goldmedaille gewonnen. Die amerikanische Post gibt eine 2-Cent-Marke heraus. Darauf abgebildet: der alpine Skiläufer, eine Sportart, die in diesem Jahr noch gar nicht zum Programm gehört.

Lake Placid

1932



Männer ohne Nerven – und mit reichlich Muskeln: die Schweizer Andi Gees, Martin Annen, Beat Hefti und Thomas Lamparter

drei- bis vierzig Metern wuchten sich die Männer in den Bob. Die Einsneunzig-Bodybuilder wirken fast filigran, wie sie sich da ineinander, hintereinander in den 67 Zentimeter breiten Schlitten schwingen. „Das wird hundertmal eingeübt“, sagt Annen.

Für diese paar Augenblicke quälen sich Andi Gees und die anderen einen ganzen Frühling, einen Sommer und einen Herbst lang. Stemmen täglich bis zu 250 Kilo auf den Schultern, um die Schenkel aufzupumpen. Siebzig Zentimeter Umfang hat jeder. Dafür schieben sie jeden Tag ihr „Wagerli“, eine Art Einkaufswagen, über die Tartanbahn oder einen Bob mit Rollen den Berg hinauf und hinab. Dazu Sprung-, Sprint- und Krafttraining. Täglich drei bis vier Stunden. Alles für ein paar Zehntel.

Denn nach dem Start und dem Sprung in den Bob gibt es für drei Viertel der Besatzung während der knapp einminütigen Fahrt nichts mehr zu tun. Nur noch ducken und vertrauen. „Wir können dem Piloten zwar helfen, weil wir hinten die Fehler eher mitbekommen“, sagt Beat Hefti, der zweite Bremser im Bob „Schweiz I“. Aber diese Hilfe beschränkt sich auf das Gespräch danach. Während der Fahrt sind sie, bis auf gelegentliche Gewichtsverlagerung, nutzfreier Ballast. Kauernd und hoffend.

Das Binnenverhältnis im Viererbob sieht etwa so aus: vorn die Technik, dann zweimal die Kraft und ganz hinten die Schnelligkeit. Der Bob wiegt 180 Kilo, als Gesamtgewicht sind 630 erlaubt. Je schwerer die Besatzung, desto schneller fährt der Bob in der Bahn.

Für den Start allerdings braucht es schnelle Leute, und die wiegen eher wenig. Es gilt, die optimale Mischung zu finden: schnelle Leute mit viel Kraft und nicht zu leicht. Um jene Sekundenbruchteile besser zu sein als die Konkurrenz, beschäftigt Martin Annen eine ganze Riege Hochleistungssportler. Keiner im Team hat in seiner Jugend mit diesem Sport angefangen. Annens Sport war Schwingen, auch so eine Schweizer Merkwürdigkeit. Eine Art Ringkampf.

Annen suchte sich die besten Leute aus und schulte sie akribisch auf die Anforderungen des Bobsports um. Er bezahlt den ehemaligen Ringer Gees, den Leichtathleten Beat Hefti und den 10,32-Sekunden-Sprinter Cédric Grand einen ganzen Sommer lang nur dafür, dass sie sich für ihn fit machen. Das System hat Annen perfektioniert. Er hat die besten Schweizer bei sich im Team. Sollte einer ausfallen, rückt ein Gleichwertiger nach – etwa Leichtathlet Thomas Lamparter.

Das alles kostet Annen eine Menge Geld. Zur Finanzierung gründete er die Martin Annen Bobsport GmbH, ein kleines Unternehmen mit fünf Angestellten. 300.000 Euro sammelt er pro Jahr von seinen Sponsoren ein. Ein Zweierbob kostet 26.000 Euro, ein Vierer 46.000.

Reichlich teuer für ein karges Gerät aus Stahl und Karbon, „das keinen Motor hat und das man auch noch selbst schieben muss“, sagt Annen. Trotzdem kauft er jedes Jahr am liebsten neues Gerät. Noch weit mehr aber kosten die Gehälter, Reisekosten oder Bahngebühren. Vom Rest lebt die fünf-

köpfige Familie Annen. Gerade so. „Wenn ich vor acht Jahren gewusst hätte, was mir bevorsteht, ich hätte es nicht gewagt. Die Angst wäre zu groß gewesen“, gibt der Schweizer offen zu.

Ein geglückter Start ist im Bobsport viel wert. Erst danach kommt es auf den Fahrer an. „Man muss das schon können“, sagt Martin Annen. Kleinste Fahrfehler führen zu Stürzen. Einmal die Kurve falsch genommen, und schon liegt der Bob auf der Seite. Ganz zu schweigen vom Verlust weiterer Hundertstel durch minimale Abweichungen von der Ideallinie.



Die Streckenläufe hat Annen alle im Unterbewussten gespeichert. Schließlich gibt es keine zwanzig Bahnen weltweit, und die muss er blind fahren können. Kann er auch.

Vor dem Start geht jeder Pilot die Strecke im Geiste durch. Dabei zieht er auf Brusthöhe fäustlings an imaginären Lenkseilen, geht in die Knie, dreht sich um die eigene Achse, mal dreißig Grad rechtsherum, dann vierzig nach der anderen Seite. Was wie ein einsamer, langsamer Tanz aussieht. Oder wie Tai-Chi.

Die Gefahren sind allen im Team bewusst. „Jeder Sport, bei dem man einen Helm trägt, ist auch gefährlich“, sagt Annen lakonisch, um gleich nachzuschieben, dass ja eigentlich nichts passieren kann, wenn man aufpasst.

Bis zu 150 Stundenkilometer erreicht der Bob, die Insassen erdulden Kräfte von bis zu 5 G, der fünffachen Erdbeschleunigung. Den letzten Todesfall im Bobsport gab es vor zwei Jahren. „Früher waren es wesentlich mehr“, sagt Annen. Überhaupt sei es nur dann lebensgefährlich, wenn der Bob die Bahn verlässt.

Mehr noch als das Leben sind die Schultern der Bremser gefährdet. Es kommt vor, dass der Bob kippt und in Seitenlage schlittert – dann entstehen infernalische Schürfwunden.

Materialschlacht: Die Kufen sind entscheidend. Sie werden intensiv gepflegt (o.), nachdem sie angeschraubt und mittels Scheibchen parallel ausgerichtet wurden (M.). Erfolgskufen lassen sich teuer verkaufen. Aber wer würde sie schon hergeben?

Wenn die blanke Haut – der Rennanzug ist im Grunde genommen nur ein zartes Nichts – mit mehr als 100 Stundenkilometern übers Eis schmirgelt. Fast jeder Bobfahrer hat an den Schultern handtellergroße Brand-

male. Teamarzt Andreas Gösele weiß gar von Hauttransplantationen an diesen Stellen zu berichten.

Die Olympischen Spiele von Turin und der Eiskanal von Cesana, der ihm gut liegt, sollen Martin Annen zwei Goldmedaillen bringen. Eine für den Zweierbob, eine für den Viererbob. Dafür, sagt er, hat er sich die letzten vier Jahre gequält und ging er bis an seine finanzielle Schmerzgrenze. Bis zum Start in Turin bleibt den Mannen um Annen jetzt nur noch eines: Starten. Immer wieder.

Detlef Drefßlein]



1936 **Garmisch-Partenkirchen**

Die Amateurregel des olympischen Sports fordert Opfer: Weil Skilehrer als Profis gelten, dürfen sie erstmals nicht teilnehmen. Daraufhin boykottieren die Alpenländer Österreich und Schweiz die Spiele.



1948 **St. Moritz**



Zwei Eishockey-Teams reisen aus den USA an: eines des Amateurverbands (AHA) und eines des Nationalen Olympischen Komitees. Zwar lassen die Funktionäre zunächst beide Teams zu, doch nachträglich werden die Spieler disqualifiziert. Der daraufhin folgende Streit führt dazu, dass das Internationale Olympische Komitee (IOC) Eishockey nicht mehr als olympische Disziplin zulassen will. Ganze sieben Tage hält der Beschluss, bis er am 6.2.1948 wieder aufgehoben wird.

1952 **Oslo**

Das olympische Feuer gibt's jetzt auch für die Winterspiele. Angezündet wird es aber nicht in Olympia, sondern in Oslo. Taktvoll verzichten die deutschen Teilnehmer auf ihre Nationalhymne. Stattdessen wird Beethovens Ode „An die Freude“ gespielt – insgesamt dreimal in den Disziplinen Eiskunstlauf, Zweier- und Viererbob.

